Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 8

Artikel: Dorfbewohner [Fortsetzung]

Autor: Schaer, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635565

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

über gemalte Turm wohl die verlangte Malerei, denn er scheint den Vorschriften ziemlich zu entsprechen. Die Kosten für diese Arbeiten bestritt man vermutlich aus einer Vergabung, die 1454 zum „Nutzen und zur Zierde der Kirche" gemacht wurde. Vielleicht wurde schon damals der Plan zur vollständigen Bemalung des Chors entworfen und beschlossen; zur Ausführung aber kam er nicht, weil die weitern Mittel fehlten.

Auf den Saanern ruhten nämlich um jene Zeit schwere finanzielle Lasten. Von 1444 bis 1447 hatten sie die Kirche neu errichtet. Kaum war der Bau vollendet, bot sich ihnen 1448 die Gelegenheit zum Loskauf von der Zinspflicht gegenüber den Grafen von Greyerz; sie ließen sich durch die Höhe der geforderten Summe nicht abschrecken, und der Kauf kam zustande. Damit aber waren die Mittel gewiß auf Jahre hinaus erschöpft, die geplante Bemalung der Kirche mußte unterbleiben, und im Februar 1454 faßte die Landsgemeinde sogar den Beschluß, daß vorläufig niemand den Geistlichen oder der Kirche mehr als zweieinhalb Schilling vergaben dürfe.

Erst um 1470 scheint sich die Lage etwas gebessert zu haben, so daß nun die Ausschmückung der Nordwand fortgesetzt und wohl auch vollendet werden konnte. Doch da kam 1474 die Kriegserklärung an den Herzog von Burgund, und wie es in jüngster Zeit mit den Restaurationsarbeiten gegangen ist, so mußten wohl auch damals während der Kriegsjahre die Arbeiten neuerdings unterbrochen werden. An allen Zügen gegen Burgund halfen die Saaner eifrig — oft übereifrig! — mit, und als sie endlich siegreich heimkehrten, fehlte es ihnen nicht an Beute und Geld.

Nun war der Augenblick gekommen, um das begonnene Werk zu vollenden. Der in Saanen schon bekannte Maler wurde zurückberufen und mit der Ausschmückung der Ostwand beauftragt. Er schuf die Marienfolge, und die zarten Frauengestalten zeigen deutlich, daß seine künstlerische Heimat in Süddeutschland liegt.

Für die Mauritiusfolge aber suchte man sich einen für diese Aufgabe besonders geeigneten Künstler. Ein flinker und gewandter Zeichner muß es gewesen sein, und wahrscheinlich ist er mit jenem Meister, der zwischen 1474 und 1478 die Berner Chroniken Diebold Schillings mit unzähligen Kriegsbildern schmückte, bekannt gewesen, vielleicht hat er sogar in seiner Werkstatt gearbeitet. Hier nun schuf er ein Werk, in dem die Saaner nicht zuletzt ihren eigenen in den Burgunderkriegen erlangten Kriegsruhm gefeiert sehen konnten. Einzelne Persönlichkeiten förderten die Arbeiten durch Vergabungen, und der Hauptspender findet sich kniend unter der einen Enthauptungsszene dargestellt, während die andern die Schiffe, auf denen die frommen Helden von Palästina nach Rom fahren, mit ihren Wappenschildern schmücken ließen. Das erste Wappen zeigt eine weiße Lilie auf blauem Grund: es ist das Wappen der Metzener, eines Geschlechts, von dem sich im 15. Jahrhundert ein Zweig in Saanen niedergelassen hatte.*) Von dieser herrlichen Bilderfolge hörte gewiß bald auch der Abt des Klosters St. Maurice, und er zögerte nicht, der Kirche ein würdiges Geschenk zu machen: 1484 danken ihm die Saaner für erhaltene Thebäerreliquien.

So haben wir uns möglicherweise die Entstehungsgeschichte dieser wertvollen Werke zu denken; die Namen der Künstler aber sind vorläufig unbekannt. Doch werden vielleicht später jene Malereien im Kirchenschiff, deren Freilegung noch bevorsteht, den Weg zur Lösung dieser Frage weisen können.

*) Diese Mitteilung verdanke ich Herrn Albert Metzener in Basel.

Betrachtung.

Warum sollte ich nicht Weltbürger sein? Als Endglied in der Kette meiner Vorfahren bin ich älter als das Vaterland; als Ahnherr meiner Nachkommen werde ich es in allen seinen Wandlungen überdauern.

A. Thurow.

Dorfbewohner.

Gestalten aus dem Leben aufgezeichnet.

Von Adolf Schaer. (Fortsetzung.)

Als sich der Semmel Jakob zum Sterben legte, übersah er das Schicksal dreier Frauen, die er nacheinander an seine Existenz gefesselt hatte. Die erste war ihm auf- und davongelaufen, noch bevor er ihre eingebrachten zehntausend Franken in Alkoholika verwandelt und die Gurgel hinuntergeschwenkt hatte. Die zweite starb an einer der alljährlich wiederkehrenden Geburten. Die Kinder überließ er der Armenfürsorge, welche sie an den verschiedensten Plätzen unterbrachte. Die meisten waren inzwischen aufgewachsen, verheiratet und hatten ein zahlreiches Geschlecht mit ähnlichen väterlich anvererbten Anlagen in die Welt gesetzt. Der Alte hielt an Jahrmärkten, Schulexamen und Tanzsonntagen Semmeln feil und übte sich in originellen Antworten auf die Spottangriffe der Leute. Sein kurzsichtiges Auge war mit einer schwarzen Brille bewehrt, so daß man nie wußte, wohin es sah. Wen er kennen wollte, redete er an; wer ihm nicht beliebte, ließ er unbeachtet laufen und entschuldigte sich mit seiner Kurzsichtigkeit. Das war seine Waffe und sein Mitleiderreger. Kam ein fremder Herr ins Dorf, so zog er tief seine Mütze und sagte: „Grüß Gott, Herr Pfarrer!" Das trug ihm dann eine Kleinigkeit ein. Oder auch nicht; in diesem Falle lief er schnurstracks gegen einen Zaun oder eine Mauer, schimpfte oder seufzte, um mit gewechselter Methode zum Ziel zu gelangen. Außerhalb des Dorfes versuchte er es auch mit Lahm- oder Krummgehen. Die Dankesbezeugungen nach Erhalt des Obulus waren langfädig und mit Bibelsprüchen untermischt wie: Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Oder: Geben ist seliger denn nehmen.

Da die Armenkommission ihn kannte, auch verschiedentlich ermahnt hatte, den Straßenbettel zu unterlassen, da er arbeitsfähig und stark sei und dem Dorfe solches Verhalten schlecht anstehe, unternahm er es, eben dieser Kommission ein Schnippchen zu schlagen.

Er machte der dauernd unterstützten Olga Bohnenblust einen Heiratsantrag. Er verstand sich trotz seiner fünfundsechzig Jahre sehr gut darauf — und reussierte.

Am ersten April führte er also benamsete Olga an der Hand durchs Dorf, dem Pfarrhause zu, erledigte alle Formalitäten und wurde in allen Ehren zum drittenmal getraut.

Kurz darauf fragte er seine Gattin, wann sie jeweilen die erste Rate der Armenunterstützung empfangen habe. Diese erklärte, daß der Termin eigentlich schon längst vorüber sei. Da griff Semmel Jakob, seit Jahren zum erstenmal wieder, zur Feder und stellte der Armenkommission Rechnung für seine Frau. Aber o weh! Da rannte er nun wirklich aus Kurzsichtigkeit an eine Mauer, an eine harte: die Kommission. Diese ließ ihn kommen und erklärte ihm, daß die Heirat die Armengenössigkeit natürlich gebrochen, und daß er, Semmel Jakob, ihnen nun diese Pflicht in verdankenswerter Weise abgenommen habe. Potz Wetter und Hagel brach der los. „So soll's grad der Teufel holen!" Sofort jage er sie ihnen wieder in den Rachen, so sei es dann nicht gemeint. Daß er auf ihr noch verlieren solle, das könne niemand verlangen, er hätte für sich allein zu kratzen genug. Von Stunde an seien sie geschiedene Leute, er und seine Frau. Sprach's und schmetterte die Türe ins Schloß, schlarpte eifrig in seinen Filzholzboden durchs Dorf und eröffnete Olga die Rechtslage.

Diese nahm die Sache merkwürdigerweise gelassener auf, als er geglaubt hatte, was seinen Zorn noch steigerte, und als er ihr die Türe wies, da gehorchte sie willig und begab sich wieder in das seither leer gebliebene Armenhäuschen. Dort überlebte sie den alten Bösewicht um Jahre und sann

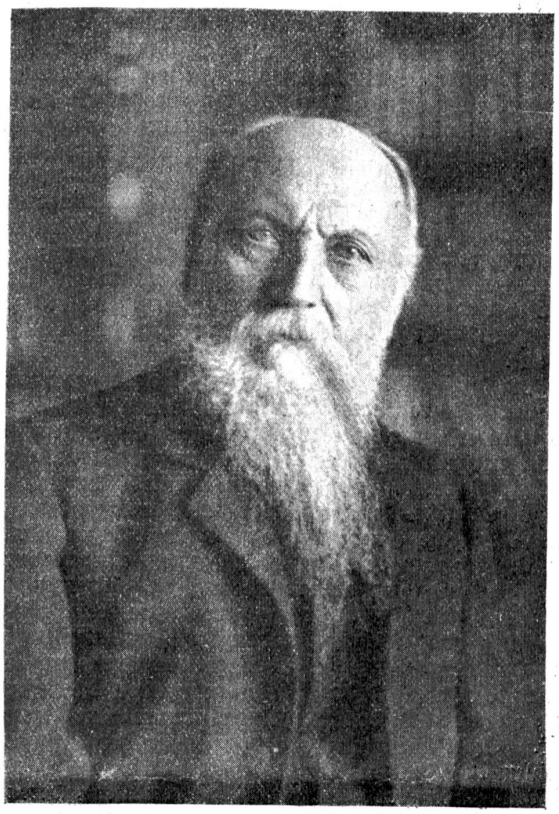
oft darüber nach, wo denn der Verstand zu finden wäre, wenn nicht beim Semmel Jakob und nicht bei der Kommission?

*

Wir wenden uns den Lebenden zu. Zunächst beinahe wider Willen. Denn da läuft uns ein halbverrückter Kerl über den Weg. Halbverrückt, halb. Das ist schlimmer als ganz. Denn da ist man stets im Zweifel, wo die Krankheit aufhört und die vom Teufel gerittene Bosheit anfängt. Den „Brüllenden" nennen sie ihn. Seltsam, denn dem Neuling begegnet er in den sanftesten Formen und Tönen. Er beugt sich, obschon Kleinbauer, beim Gruß, hebt den Hut oder rückt ihn doch ein wenig auf die andere Seite. Sein Gesicht strahlt, lächelt, grinst, sein Mund sagt Schmeicheleien eine über die andere. Den Damen rühmt er die Kleidung, das gesunde Aussehen; den Mädchen spricht er vom Liebhaber, von den Ansprüchen, die sie machen dürften; den jungen Burschen lockt er mit Lobsprüchen über seine Taten, den Alten mit solchen über seinen Besitz und Verstand, mit einem Wort, er steckt voll hinterlistiger Liebenswürdigkeit. Da die Einwohner nicht mehr auf ihn hineinfliegen, heftet er sich wie klebriger Leim an Neulinge. Kommt ein Reisender ins Dorf, geht der Brüllende neben ihm und scharwänzelt und liest ihm das Dorfprotokoll herunter; fährt ein Auto ein, steht er auf dem Halteplatz, öffnet dienstfertig den Verschlag, zeigt, wo am besten umgestellt werden kann, unterrichtet auf die gestellten Fragen rasch und sicher; zügelt ein neuer Bewohner zu, so hilft der Brüllende abladen, einrichten, beguckt alles mit neugierigen Augen, schäkert mit den Kindern, erkundigt sich über alles, geht dann im Dorf herum, um als Erster die gängigsten Auskünfte zu erteilen. Steht die Wahl eines Beamten in Aussicht, so reist er nach Auswärts zu den Kandidaten, tut als ob er im Dorf eine wichtige Stimme hätte, läßt sich bewirten und verspricht für den Mann einzutreten, nennt seine Gegner, reißt sie herunter, bringt etwa auch Geschenke in Form von landwirtschaftlichen Produkten mit, für die er später in jedem Falle Rechnung stellt, insofern ihm der glücklich Gewählte oder der unglücklich Fallengelassene nicht das Doppelte freiwillig zuhält.

Dieser Schuft kann zwei, drei Wochen, einen, zwei, drei Monate diese sanfte Sprache reden, dann hat sich in ihm eine Akkumulation von Gift, Galle, Neid, Hinterlist, Rachsucht, Tollheit, Wut vollzogen, daß der geringste, nebensächlichste, unvermutetste Anlaß der Auslöser einer katastrophalen Entladung sein kann, die das wahre Gesicht dieses Teufels in Menschengestalt enthüllt. Dann geht der Brüllende durchs Dorf, dann vernimmt es Neuigkeiten, immer die alten: die ganze Welt ist dann eine einzige Verschwörung gegen ihn; er allein muß arbeiten, die andern haben es gut; er allein muß Steuern bezahlen, die andern sind Unterschlager. Und er selber ist ein fauler Hund, liegt Tage lang auf dem Ofen, bis ihm die Frau buchstäblich einheizt, daß er den Hintern lupfen oder aufstehen muß. Und er ißt bei Tisch auf Kosten seiner Hausgenossen wie ein Drescher, jagt seine netten Kinder mit dem Stock an die Arbeit, um bald selber an den Schatten zu liegen oder an der Kreuzstraße zu klappern. Wenn er also diese störweisen Wutausbrüche hat, mögt er an die Häuserfassaden herauf, verleumdet und verlästert, bis ihm ein Kübel voll heißes Wasser ins ungewaschene Maul fliegt. Bis zur Tollwut gereizt verlacht er dann die Behörde; das ist sein letzter Trumpf. Er weiß es; zieht dann sofort den Nacken ein; denn er ist ein ausgemachter Feigling, weiß, daß nun hinter dem Haus hervor ein Mitglied der Behörde kommen kann. Und geschieht es, dann winselt, fleht und weint er wie ein Kind. Mehrmals haben sie ihn schon dem Richter verzeigt und ihn so für einige Zeit an den Schatten gebracht.

Wäre er, wie gesagt, ganz verrückt, dann könnte man ihn versorgen. So aber braucht es zuerst ein wirkliches Unglück. Dazu läßt er es aber nicht kommen, denn er ist zu durchtrieben schlau und hält mit seinem Brüllen das ganze Dorf in Schach, denn niemand will gern ausgebrüllt werden. Das ist seine Waffe wie dem Semmel Jakob seine Kurzsichtigkeit. Viele haben Freude daran, machen sich auch das



Friedrich Spielhagen als Achtzigjähriger.

Vergnügen, jene Sensation des brüllenden Löwen durch Reizung des Mannes künstlich hervorzurufen, einmal um ein Schauspiel ohne Eintritt zu erhalten und dann aus Schadenfreude gegen die Verbrüllten. Einen Mühlstein um ihren Hals! Leichter verzeiht man dem Gehetzten als den Hetzern.

(Schluß folgt.)

Friedrich Spielhagen.

Zum 100. Geburtstag, 24. Februar 1929.

„Zum Leben, glaub's, gehöret Mut
Und nochmals Mut. So geht es gut.
Und geht es schlimm — nun denn zum dritten:
Nur Mut! Den Sieg hast du erstritten".

Spielhagen.

Friedrich Spielhagen, der uns in seinen großen Zeit- und Kulturromanen und in feinziselierten Novellen ein wertvolles Bild des Lebens und Denkens des 19. Jahrhunderts vermittelt, galt mehr als ein Menschenalter als der geistvollste, erfolgreichste, beste deutsche Erzähler, hochgeschätzt von Menschen wie Nietzsche, Fr. Hebbel, Rosegger, Marie von Ebner-Eschenbach. Wir wissen, daß er zahlreichen Zeitgenossen ein Urbild wurde, so Paul Heyse, Sudermann, Gottschall. Ihm verdanken wir den modernen Goethekultus, eine originelle Aesthetik der epischen Kunst. Er stellte den Jungdeutschen und ihren Salonhelden Tatmenschen gegenüber, kämpfte gegen die Vorrechte des Adels, den er in vielen seiner Bücher persiflierte, trug freisinnigen Demokratismus ins deutsche Schrifttum. Fritz Mauthner nannte ihn einmal „den Gentleman der Feder". Aber vom Zeitgeist waren seine Werke nicht unberührt, von jener einseitig materiellen Gesinnung, wie sie das letzte Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte prägte, von Sinnlichkeit und mondainem Großstadt-